



ANTON
HUNGER
DIE
IKONEN DES
KOBIASCHWILI
ROMAN

klöpfer.narr

Die Ikonen des Kobiaschwili

Anton Hunger 1948 in Cham in Bayern geboren. Studierte VWL, Politik und Soziologie in Tübingen und Regensburg, absolvierte auch eine Lehre als Schriftsetzer und arbeitete zwei Jahrzehnte als Journalist, u.a. bei der „Stuttgarter Zeitung“. Danach 17 Jahre Kommunikationschef bei Porsche in Stuttgart. Ausgezeichnet mit mehreren Journalistenpreisen und als PR-Manager des Jahres. Er ist ständiger Kolumnist beim „Medium Magazin“ und Mitgesellschafter bei der Zeitschrift „brand eins“.

Bei Klöpfer & Meyer erschien 2013, vieldiskutiert, sein Medienkonvolut „Blattkritik“, 2014 das Geschichtenbrevier „Nah am Wasser“ sowie 2017 sein Kriminalroman „Der Pakt mit dem Teufel“. Seine hintergründige „Gebrauchsanweisung für Schwaben“, 2016 bei Piper in dritter Auflage erschienen, wurde ein Bestseller. Anton Hunger lebt und arbeitet als Journalist und Buchautor am Starnberger See.

Anton Hunger



Die Ikonen des Kobiaschwili

k, n

Das Personal

Schollemer, Tom Reporter beim „Süddeutschen Tagesanzeiger“ in Schillerstadt. Schwerpunkt seiner Recherchen ist die „postsowjetische“ Mafia-Szene. Weil er sich von den Drohungen der Mafiosi nicht beirren lässt, ersinnen sie einen perfiden Plan.

Bauer, Manu Journalistin in Tom Schollemers Team. Mit ihr pflegt der Reporter nicht nur ein kollegiales Verhältnis.

Meyerhöfer, Ralf Chefredakteur des „Süddeutschen Tagesanzeigers“. Drängt wegen der schwierigen Finanzlage des Verlags seinen Investigativ-Reporter Tom Schollemer zu riskanten Recherchen.

Neumeier, Charly Chef vom Dienst beim „Süddeutschen Tagesanzeiger“, ein abgeklärter, erfahrener Journalist. Ist mit Tom Schollemer befreundet.

Haffner, Manfred Investigativ-Reporter beim „Abendblatt“, früher Vorgesetzter von Tom Schollemer beim „Süddeutschen Tagesanzeiger“. Bezichtigt Tom Schollemer, Fake News zu verbreiten.

Obermaier, Robert Kriminalhauptkommissar in Schillerstadt. Steckt Tom Schollemer hin und wieder exklusive Informationen. Verlangt aber Gegenleistungen.

Kapelski, Jessie Lektorin und Tom Schollemers Lebensgefährtin, mit ihr hat er zwei Kinder. Haben sich auseinandergelebt, leben aber weiter unter einem Dach.

Schukow, Igor Privatdetektiv aus Georgien, Informant von Tom Schollemer. Wurde mit einem Betonklotz um den Bauch tot in einem See gefunden.

Kobiaschwili, Boris Mafia-Boss in Georgien. Seine Geschäfte sind Waffen- und Drogenhandel in ganz großem Stil. Steckt mit der georgisch-orthodoxen Kirche unter einer Decke und bewegt sich im Volk wie der Fisch im Wasser.

Papazypros, Alexandros Chef der georgischen Mafia in Griechenland und Vertrauter von Boris Kobiaschwili. Organisiert aus dem EU-Land heraus illegal deutsche Waffen für die Taliban. Führt Tom Schollemer regelrecht vor.

Scorpios, Mikis Angeblicher Anwalt von Alexandros Papazypros. Lockt Schollemer in eine Falle, aus der er nur knapp entkommt. Auch seine Frau setzt er als Lockvogel ein, sie wechselt ständig ihre Tarnnamen.

Dwalischwili, Utscha Nach eigenen Angaben Immobilieninvestor. Ihm gehört in Schillerstadt eine Lagerhalle und das „Irish Inn“, in dem Schollemer seltsame Entdeckungen macht.

Datschiawili, Oleg Chef des Mafia-Kommandos, das bei einem Waffentransport zu den Taliban in Afghanistan überfallen wird. Schollemer ist Zeuge des Vorfalls.

Maniatis, Panagiotis Leitender Oberstaatsanwalt in Athen. Kommt nach einem nicht genehmigten Gefängnisbesuch Tom Schollemers unter Druck des Justizministers.

Polizeipräsident in Athen, Name nicht bekannt Ihm gehen Tom Schollemers Recherchen auf die Nerven. Zeigt sich am Ende versöhnlich.

Stakopolis, Mikis Wirt des „Irish Inn“ in Schillerstadt. Die Motorrad-Gang, die in seinem Lokal verkehrt, unterhält Kontakte zu Alexandros Papazypros.

Euklidis, Konstantinos Chef der International News Agency (INA) in Athen. Spielt mit Tom Schollemer Doppelpass.

Lobjanidse, Giorgi Journalist bei der International News Agency (INA) in Tiflis/Georgien. Kennt sich aus mit Ikonen und verdingt sich auch für die georgisch-orthodoxe Kirche.

Chalkias, Pantelis Journalist bei der „Athen Depesche“. Wird wegen seiner Recherchen im griechischen Mafia-Milieu schon mal zusammengeschlagen.

Galvani, Giulia Neue Oberstaatsanwältin in Schillerstadt. Ihr Vater war bei der Mafia, wurde von einem Mafioso hingerichtet. Bestreitet, den Mord ihres Vaters aufklären zu wollen, instrumentalisiert aber für ihre Recherchen Tom Schollemer.

1.

Die Nacht war kalt und der Himmel kannte kein Erbarmen. Starkregen trommelte auf die Windschutzscheibe und auf das Autodach. Die Scheibenwischer konnten die Wassermassen kaum bewältigen und machten die Sicht zum Glücksspiel. Tom Schollemer steuerte seinen schon etwas altersschwachen Renault Megane, der keine zwanzig Stundenkilometer auf dem Tacho zeigte, in eine Parkbucht neben der Landstraße. Er ließ den Motor laufen, damit die Heizung weiter ihren Dienst tun konnte. Weiterfahren ging nicht mehr, es wäre zu gefährlich gewesen. Die Kombination aus Nacht und Regen war ohnehin nicht sein Ding.

Manu Bauer, mit der Tom nicht nur ein kollegiales Verhältnis pflegte, saß neben ihm. Sie waren auf dem Heimweg von einer Recherche über Schutzgelderpressung bei einem georgischen Restaurant südlich von Ettlingen, im kulinarisch verwöhnten Badischen. Der Wirt, ein exzellenter Koch aus Tiflis, betrieb sein Lokal bereits mehr als zehn Jahre. Es lief ausgezeichnet, Feinschmecker kamen aus allen Landesteilen. Er hatte tatsächlich ausgepackt, sie hatten nicht ernsthaft damit gerechnet. Sogar Namen hatte er genannt, vermutlich Tarnnamen, aber immerhin Namen. Sie durften das Gespräch auch aufzeichnen. Nach

Schillerstadt waren es auf der Landstraße gut und gern noch vierzig Kilometer.

Tom knipste das Innenlicht an und schaute zu Manu hinüber. Sie war still, atmete etwas schneller und griff nach seiner Hand.

„Hast du Angst“, fragte er?

„Was heißt schon Angst“, antwortete sie, „ich frage mich einfach, ob deine Karre diese Wut der Natur aushält.“

Sie machte immer einen auf cool, es war ihr hervorstechender Wesenszug. Diese Einstellung hatte sie weitergebracht, als es sich die Siebenundzwanzigjährige für ihr Alter vorstellen konnte – bis in das Reporterteam, das Tom leitete.

Manu war vom lieben Gott nicht makellos geschaffen, aber in ihrer Ausstrahlung eine angenehme Erscheinung. Das Gesicht wirkte etwas kantig, das Kinn betonte eine gewisse Strenge und die hohe Stirn verriet Klugheit. Aber die schlanke Figur, lange Beine und die blonde Mähne setzten eine attraktive Note. Die Lippen waren vielleicht zu schmal, was sie mit etwas zu dick aufgetragener Schminke kaschierte. Modisches Outfit und Stöckelschuhe, mit denen sie beim Antritt ihres Volontariats spöttische Kommentare geerntet hatte, trug sie schon lange nicht mehr. Sie hatte sich zwar dem lässigen Dresscode der Kolleginnen angepasst, legte aber immer noch Wert darauf, sich mit ihrer Art von Lässigkeit vom redaktionsintern verbreiteten Schlabberlook abzuheben. Keine Frage: Sie hatte Stil, war eine Persönlichkeit und sie war intelligent. Schon vor ihrer Journalistenlaufbahn hatte sie ein Medizinstudium mit Auszeichnung abgeschlossen.

Das Unwetter hatte nachgelassen, die Sicht war besser

geworden. Tom konnte durch den Regen erkennen, dass der Sturm die Wipfel des Waldes stark neigte, ein Baum war umgeknickt und auf die angrenzende Wiese gekracht. Es musste während des Sturmtobens gewesen sein, gehört hatten sie den Baumbruch nicht. Beide waren zu sehr mit der Frage beschäftigt, ob Toms betagter Renault dicht bleiben würde.

„Ich versuche es“, sagte Tom, „es wird schon weniger. Irgendwie werden wir durchkommen. Wenn wir warten, fällt uns noch ein Baum aufs Dach.“

„Ja, das brauchen wir wirklich nicht“, entgegnete Manu. Forsch, wie sie sich gerne stilisierte, stellte sie die eher rhetorisch gemeinte Frage: „Soll ich fahren?“ Aber Tom wies das Ansinnen weit von sich. Er löste die Handbremse, drückte vorsichtig das Gaspedal und schwenkte in die Straße ein.

Die Fahrt war eine Qual. Die Scheinwerfer konnten das Dunkel der Nacht, das der Regen noch dunkler malte, kaum durchdringen. Tom fuhr langsam, vielleicht vierzig, fünfzig Stundenkilometer. Es regnete noch immer, aber der Regen prügelte nicht mehr wie mit Peitschenschlägen auf den Wagen ein. Es ging, irgendwie eben.

„Wir werden erst nach Mitternacht zu Hause sein“, stellte er nach einem schnellen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett fest. Es war allenfalls eine Sekunde, die er wagte, die Augen von der Straße zu nehmen. Und eine weitere Sekunde, als er im Rückspiegel schemenhaft zwei Lichter in der Ferne sah.

„Wir sind nicht alleine in dieser gottverlassenen Gegend“, brummte er, „da hat sich noch jemand verirrt.“

Die Lichter kamen näher, das Fahrzeug fuhr deutlich

schneller als Tom mit seinem Renault. Plötzlich sah er das Fahrzeug dicht hinter sich und erschrak, als es zum Überholen ansetzte.

„Ich glaube, die spinnen“, entfuhr es ihm. Der Wagen stellte sich quer und zwang ihn zur Vollbremsung. Zwei Hünen von Gestalt sprangen aus dem Fahrzeug. Es war ein dunkler Mercedes, Tom konnte die Marke klar erkennen. Eine Gestalt blieb vor dem Renault stehen, die andere sprang zur Fahrertür – und riss sie auf.

„Das Tonbandgerät, aber flott. Und keine Faxen“, brüllte er. Tom wollte das Muskelpaket gerade in ein Gespräch verwickeln, als er einen Faustschlag ins Gesicht verpasst bekam.

„Das Tonbandgerät oder wir stellen die Franzosenschleuder auf den Kopf.“

Manu griff in ihre Tasche und reichte Tom das Diktaphon, der es wortlos und zitternd weiterreichte. Dann brausten die beiden Gestalten in ihrer S-Klasse davon.

2.

Alexandros Papazypros, Kopf der georgischen Mafia in der lukrativen griechischen Diaspora, wurde in Athen tatsächlich der Prozess gemacht. Das Urteil fiel, gemessen an seinem kriminellen Strafenregister, mit fünf Jahren Gefängnis eher milde aus. Er wurde nicht wegen Waffenschiebereien an die Taliban und seiner Korruptionsaffären verurteilt – angeblich weil man ihm diese Straftaten nicht nachweisen konnte –, sondern wegen Steuerhinterziehung. Damit hatte Papazypros am wenigsten gerechnet, er glaubte noch immer, die griechischen Finanzbehörden gingen bei Steuerdelikten eher lasch vor. Das aber war Geschichte. Die Regierung Tsipras musste auf Druck der EU, der Troika und des IWF die Daumenschrauben anziehen.

Aber Papazypros dirigierte auch vom berüchtigten Gefängnis Korydallos heraus seine Leute. In seinem Fadenkreuz standen abtrünnige Clanmitglieder, der Athener Oberstaatsanwalt Panagiotis Maniatis und Tom Schollemer, der es mit seinen Recherchen in Athen fertiggebracht hatte, dass Maniatis das Verfahren gegen Papazypros einleitete, das ihn hinter Gitter brachte.

3.

Tom fühlte sich in Schillerstadt sicher, vor Papazypros sowieso und von der Existenz möglicher Gewährsleute des Mafioso in Deutschland hatte er keine Ahnung. Er kannte nur die Motorradgang aus dem „Irish Inn“, die für den griechischen Mafiaboss in Schillerstadt die Drecksarbeit erledigte und den Tod von Igor Schukow, Toms georgischem Informanten für die illegalen Waffengeschäfte, mutmaßlich auf dem Gewissen hatte. Nebenkriegsschauplätze, inszeniert von den hässlichen Armen einer Krake, deren Herz in Tiflis schlug. Das allmächtige Oberhaupt der Krake war Boris Kobiaschwili, der Chef von Papazypros. Den Namen hatte er von Schukow. Wenn er Papazypros' Machenschaften entzaubern wollte, musste er verstehen, wie der Kopf der Krake tickte. Und er musste den Nährboden kennen, der das Wachstum der Krake beförderte. Das Land, die Menschen. Ein einigermaßen aussagekräftiges Bild hatte er sich, dank der Mosaiksteine von Schukow, kunstvoll angefertigt.

Boris Kobiaschwili lebt in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, die sich mit ihren bröckelnden Prachtbauten aus dem 19. Jahrhundert einen mondänen, weltoffenen Charme bewahrt hat. Er mag die engen, verwunschenen Gässchen, die dicht aneinander stehenden Häuser mit ihren typischen Holzbalkonen, an denen Efeu und Wein

wachsen. Wenn es seine Zeit zulässt, schlendert er durch die malerischen Innenhöfe, besucht die prachtvollen Kreuzkuppel-Gotteshäuser der georgisch-orthodoxen Apostelkirche und hin und wieder eines der zahllosen Restaurants, in denen es schon am Nachmittag ziemlich laut zugeht. Für Georgier sind der einheimische Tschatscha, ein Tresterbrand, und der Araki, der aus Feigen, Mandarinen und Apfelsinen destilliert wird, Lebenselixiere. Mit diesen Destillaten bekämpfen sie ihre Schwermut, dämpfen ihre Gereiztheit über die politische Untätigkeit gegenüber den drückenden Alltagsproblemen der kleinen Leute. Melancholische Lieder, die sie voller Inbrunst singen, treffen ihre Gemütslage. Und wenn sie nicht singen, verrät ihre Mimik ein Gefühl der Abwesenheit.

Kobiaschwili meidet die hippen Bars mit ihren Loun- gemöbeln auf den Trottoirs. Die Gäste sind ihm zu jung, sie spielen ständig auf ihren Smartphones. Er setzt sich lieber zu seinen von harter, körperlicher Arbeit gezeichneten Landsleuten und stößt mit ihnen auf einen Tschatscha an. Nur auf einen, dann wechselt er zum Weißwein, dem trockenen Chateau Nekresi aus dem Alzanital, den viele Wirte als Hauswein führen. Er will nüchtern bleiben und zuhören, was ihm die gesichtsgegerbten Männer erzählen. Es ist Teil seines Selbstschutzes, eine Sicherheitsgarantie.

In den besseren Kreisen der Gesellschaft gilt Kobiaschwili als genialer Geschäftsmann, der es mit Geschick zu einem Vermögen gebracht hat. So wird er auch von vielen seiner georgischen Landsleute gesehen, wenn- gleich sein Reichtum unter dem Volk Missgunst nährt, wozu auch die Art, wie er auftritt, beiträgt: Maßanzüge,

elegante Lederschuhe und weiße Seidenhemden, an denen er die obersten zwei Knöpfe offen lässt. Mit seiner Frau Anastasia, einer großgewachsenen, schlanken Russin, die gerne goldenes Geschmeide trägt, kokettiert er auf Empfängen. Beide inszenieren sich nicht auffällig, aber doch so, dass man ihren gesellschaftlichen Status zweifelsfrei erkennt. Selbstverständlich besuchen sie sonntags die Messe und lassen sich vom Priester das Brot reichen, den „Leib Christi“. Hinterher bekreuzigen sie sich. Mehrmals. Kein auffallendes Ritual, alle Georgier bekreuzigen sich.

Was seine Landsleute nicht wissen und auch nicht wissen wollen, ist Kobiaschwilis Rolle als Oberhaupt einer georgischen Mafia-Organisation. Dass er nur mit redlicher Arbeit so ein gewaltiges Vermögen anhäufen konnte, glauben die wenigsten. Man vermutet schon, dass er ein Gauner ist, aber nicht irgendein Gauner, weil man ihn wegen seiner üppigen Spenden für Arme und Geächtete respektiert. Auch die orthodoxe Kirche, nach wie vor die am meisten geachtete Institution im Land, bedenkt er großzügig. Mit dem Patriarchen ist er befreundet, die Vertrauten des Patriarchen trifft er regelmäßig. Die Menschen sind gläubig, und wenn man sie fragt, wer der Vermögende sei, sagen sie nur „Mparveli“, der „Beschützer“. Dass er neben den Kirchenvertretern auch mit einflussreichen Politikern unter einer Decke steckt, bleibt ein gut gehütetes Geheimnis derer, die davon profitieren. Die Staatsmacht lässt ihn gewähren, er fordert sie nicht heraus. Nur hinter vorgehaltener Hand flüstern die Georgier von seiner effizienten Privatarmee, die kaum sichtbar im Land agiert. Seine Bodyguards jedenfalls erledigen Streit-

fragen lautlos. Das Wort Mafioso nimmt keiner in den Mund.

Der „Beschützer“ versteckt sich nicht, im Gegenteil. Mao Tse Tungs Rat an die Revolutionsgarden ist sein Lebensmotto: „Bewege dich im Volk wie der Fisch im Wasser.“ Diese Weisheit befolgt er, bis auf wenige Ausnahmen, die ihn vom „Volk“ abheben. Anders als die einfachen georgischen Frauen, die in der Regel mit gehörigem Abstand hinter ihren Männern gehen, hakt sich Kobiaschwilis Frau immer an seinem rechten Arm ein.

Die meisten Menschen in Georgien führen ein karges Leben. Mehr ist aufgrund der unterschiedlichen, teils ungerechten Landbesitzungen und der weiten, unfruchtbaren Steppen auch nicht möglich, obwohl das Land von einem sehr milden Klima verwöhnt wird. Der Kaukasus schützt vor Kaltluft aus dem Norden, das Schwarze Meer transportiert mediterrane Temperaturen ins Land. Der Großteil der Bauern erntet auf kleinen Parzellen. Zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben.

Nach dem Sturz des Zaren 1918 erklärte sich Georgien für unabhängig. Doch die Freiheit währte nur drei Jahre, dann gliederte der Georgier Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, der sich später Stalin nannte, der „Stählerne“, und den Kobiaschwilis Vater noch persönlich kannte, mit Hilfe von Horden der Roten Armee sein Heimatland in die noch junge Sowjetunion ein. Für die Georgier wurde diese Zeit zur Hölle, nicht nur wegen der Kollektivierung der Landwirtschaft, die im Land zu Hungersnöten führte, sondern vor allem, weil sich die stolzen Georgier den Russen überlegen fühlten und nun von ihnen regiert wurden. Nach einem Referendum erklärten sie

sich 1991 – das Land war inzwischen auf die Größe Bayerns geschrumpft – wieder für unabhängig. Seither werden sie vom Westen geschätzt und umschmeichelt.

Es wäre zu schön, wenn Georgien nur das Bild von einem selbstbewussten und nach Westen hin orientierten Land vermitteln könnte. Aber die geografische Lage rückt die Republik, die direkt an Russland, Armenien, Aserbaidschan und die Türkei grenzt, auch an die Zentren der kriegerischen Auseinandersetzungen bei den Nachbarn Irak, Syrien und Afghanistan. Handelswege in den Irak führen über die Türkei und den Iran, nach Syrien über die Türkei und nach Afghanistan und Pakistan über Aserbaidschan und den Iran. Die Schleichwege sind von Milizen gut gesichert, die zu transportierenden Güter kriegsnotwendig, immer aber todbringend. Mit Waffenhandel werden einige Patrone sehr reich, auch mit Prostitution und Drogenhandel. Oder mit Schutzgelderpressung. Aber Waffenhandel ist das Geschäft, das immer Konjunktur hat.

Einer, der diese Konjunktur am Laufen hält, ist dieser Kobiaschwili. Er war über die Fahrlässigkeit seines griechischen Statthalters Papazypros, sich gefangennehmen zu lassen, offensichtlich angefahren. Bei Gefahr im Verzug, musste man die Sache vor Ort regeln oder sich absetzen. Papazypros aber hatte sich abführen lassen, ins Gefängnis, er hatte die eiserne Regel missachtet, so interpretierte es Kobiaschwili. Seine Interpretation hatte Gültigkeit. Er wusste, Gefangene würden in Verhören ausgequetscht, manche redeten nach Monaten der Zermürbung, plauderten Geheimnisse aus, auch Namen. Papazypros ließ er ausrichten: „Bleib im Gefängnis, da bist du sicher.“

4.

Tom war inzwischen gut im Geschäft und beim „Süddeutschen Tagesanzeiger“ als Koryphäe des investigativen Journalismus anerkannt. Robert Obermaier, der für die organisierte Kriminalität zuständige Polizeibeamte in Schillerstadt, steckte ihm immer wieder die eine und andere wertvolle Information, die er für seinen Job brauchte. Hin und wieder musste er für Obermaier auch Nachrichten in seinem Blatt unterbringen, die seiner Ansicht nach wenig Relevanz hatten, was ihm widerstrebt, aber Teil seines „faustischen Pakts“ mit Obermaier war. Sein Chefredakteur Ralf Meyerhöfer, der Tom in der einen und anderen Redaktionskonferenz nach Scoops fragte, nach „frischer Ware“, zeigte sich zufrieden.

Eines Tages erhielt Tom eine SMS mit unterdrückter Nummer: „Wir wissen, wo Frau Bauer wohnt.“ Sechs Worte, nicht mehr. Aber die Nachricht war eindeutig. Tom verfiel in seinen alten, depressiven Zustand. Das durfte nicht wahr sein: Sie bedrohten Manu – und meinten ihn. Ein paar Minuten brauchte er, um sich zu sammeln. Dann steuerte er schnurstracks das Büro seines Freundes Charly Neumeier an und zeigte ihm die SMS. Beide marschierten zum Chefredakteur, an der launischen Chefsekretärin Elfriede Häfele vorbei direkt in Meyerhöfers herrschaftliches Refugium.

„Wir müssen sofort die Polizei informieren, das ist eine unverhohlene Drohung“, stammelte Meyerhöfer. „Der Verlag stellt Strafanzeige gegen Unbekannt wegen eines angekündigten Mordes“, setzte er hinterher.

„Und Sie, Herr Schollemer, informieren gleich Frau Bauer, wir müssen sie schützen, vielleicht verschaffen wir ihr eine andere Wohnung.“

Tom war klar, dass er Manu informieren musste. Aber zuerst wollte er mit Hauptkommissar Obermaier sprechen, wie die SMS einzuschätzen sei und wie vorzugehen wäre.

„Ich habe einen hochrangigen Konfidenten bei der Polizei, den würde ich gerne kontaktieren, bevor wir Anzeige erstatten.“ Meyerhöfer war einverstanden, Charly, der als einziger Mitwisser den Konfidenten kannte, ebenso.

„Aber machen Sie das gleich, die Sache verträgt keinen Aufschub.“ Sagte es – und winkte die beiden aus seinem Büro.

Tom fuhr sofort ins Kommissariat und präsentierte Obermaier die SMS. Doch der ließ sich von der Nachricht nicht aus der Fassung bringen: „Die wollen Sie nur einschüchtern. Keine Panik, das Muster kennen wir.“

„Was soll ich tun, ich kann doch nicht einfach zur Tagesordnung übergehen“, ließ Tom nicht locker.

„Frau Bauer soll die nächsten Tage bei einer Freundin oder ihren Eltern wohnen und dann warten wir ab, ob noch etwas hinterherkommt. Wenn sie nicht mehr in ihrer Wohnung ist, müsste die Drohung bald verpuffen.“

„Also keine Anzeige erstatten?“

„Wenn Sie eine Anzeige erstatten wollen, kann ich Sie

nicht daran hindern. Aber ich würde zunächst abwarten. Die Drohung zielt ja offensichtlich auf Sie und Ihre Berichterstattung.“

Tom leuchtete der Rat des Kommissars ein. Meyerhöfer musste er die Anzeige ausreden, jedenfalls fürs erste.

Zurück in der Redaktion gab sich Tom erkennbar Mühe, jeden Anschein von Aufgeregtheit zu vermeiden. Er zeigte Manu die SMS und bat sie eindringlich, woanders zu übernachten, irgendwie müsse man ja die Drohung ernst nehmen. Manu blieb gefasst:

„Ich passe auf mich auf, keine Sorge.“

„Aber du kannst in den nächsten Tagen nicht in deiner Wohnung bleiben. Wir wissen nicht, wer dahintersteckt und wie ernst der anonyme Absender die Botschaft meint.“

„Glaubst du wirklich, man will mich entführen, um dich zu erpressen? Hier in Schillerstadt? Und nur, damit du deine Enthüllungen über Geldwäsche und Korruption einstellst?“

„Tu mir den Gefallen und suche dir für die nächsten Tage eine andere Schlafstatt. Du bedeutest mir zu viel.“

5.

Tagelang tat sich nichts. Manu nächtigte bei einer Bekannten in einer anderen Ecke von Schillerstadt. Sie war unglücklich, weil sie nicht in ihre Wohnung konnte, und ließ es Tom spüren. Vielleicht hatte Obermaier recht, die Drohung würde im Sand verlaufen. Sie galt nicht ihr, sie war an ihn gerichtet, sollte ihn einschüchtern. Sie verabredeten sich hin und wieder in der Bar im Kempinski, was Balsam auf Toms Seele war. Er liebte sie, sie wusste es. Geschlafen hatten sie schon mehrfach miteinander, es war für Tom immer ein Ausflug in eine Traumwelt. Weit weg vom Alltag, leicht, unbeschwert, abhebend. Eine Flucht. Vielleicht wäre Manu ehrgeiziger, was ihn betraf. Aber sie wusste, dass zu Hause seine nicht angetraute Frau Jessie wartete, die Mutter seiner beiden Kinder. Für die er sich verantwortlich fühlte, obwohl die Beziehung kriselte, auch wegen seines Jobs.

Nach gut drei Wochen dachte Tom, die Einschüchterer hätten aufgegeben. Doch dann erreichte ihn wieder eine SMS mit unterdrückter Nummer: „Wir kennen den Schulweg Ihrer Kinder.“ Wieder nur sechs Worte, aber die Botschaft war genauso eindeutig wie die erste. Nur grausamer. Tom saß an seinem Schreibtisch in der Redaktion und rang nach Fassung. Die Kinder – das durfte nicht sein. Die Drohung empfand er als widerwärtig, als abscheulich. Sie

sollten doch nichts mitbekommen von den gefährlichen Untiefen seiner Recherchen bei illegalen Waffenhändlern, Geldwäschern und korrupten Politikern. Pardon kannte man in dieser Szene nicht. Zweimal wurde er in Athen von Papazypros' Häschern furchtbar zusammengeschlagen, einmal wurden ihm die Rippen gebrochen. Und vor ein paar Wochen hatte er wieder einen Faustschlag ins Gesicht bekommen, damals, im nächtlichen Regen, bei der Rückfahrt von dem georgischen Wirt, der erpresst wurde. Ein Scheißjob war es, den er jeden Tag hinter sich bringen musste, er wusste es schon immer.

Das Feuilleton, in dem Tom beim „Süddeutschen Tagesanzeiger“ angefangen hatte, war irgendwann nicht mehr seine Sache. Der Job als Literaturkritiker war ihm zwar auf den Leib geschnitten – über die „Struktur der modernen Literatur“ hatte er bei Professor Andreotti in St. Gallen seine Masterarbeit geschrieben –, aber auf Dauer wurde ihm das Literarische langweilig. Der Grad der Aufmerksamkeit, den er mit seinen intelligenten Betrachtungen im Kulturteil der Zeitung erreichen konnte, hielt sich in Grenzen. Und Journalismus, so hatte er es zwischenzeitlich in der Redaktion gelernt, war Aufdecken, Aufklären, sich in die Niederungen der Barbarei zu begeben, in die Minenfelder, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Nach Rücksprache mit dem Chefredakteur durfte er ins Reporterteam wechseln.

Seine Chance kam, als er von einem befreundeten Banker die Information erhielt, dass die Kreditkasse Rhein-Neckar bei Spekulationsgeschäften des amerikanischen Hedgefonds Capital Interest zweihundert Millionen Euro versenkt hatte. Es war, wie Manfred Haffner, der da-

malige Investigativchef der Zeitung, angesichts der Brisanz von solchen Meldungen zu prahlen pflegte, ein „Knüller“. Aber die Nachricht hatte Haffner nach einem Telefonat mit dem Kreditkassenchef Frieder Zerbele umgeschrieben, sie ins Gegenteil verkehrt. Ohne mit Tom darüber gesprochen zu haben. Er war ein Kollegenschwein, nur auf seine Karriere bedacht und eiskalt. Zu Tom sagte er, als dieser seine Quelle nicht nennen wollte, weil er seinen Informanten damit ans Messer geliefert hätte:

„Na und? Dann ist er halt geliefert. Journalismus ist nichts für Jammerlappen wie dich. Journalismus ist, mit der Machete im Dschungel einen Pfad zu schlagen und alles wegzuhauen, was einem im Wege steht. Kollateralschäden inbegriffen.“

Aber Toms Meldung über den Kreditkassenflop stimmte, sie wurde bereits am darauffolgenden Tag von der Bank bestätigt. Haffner war blamiert. Nach weiteren Flegeleien gegenüber Tom, vermehrt auch gegenüber Meyerhöfer, war Haffner in der Redaktion nicht mehr zu halten. Er wechselte zur Konkurrenz – und Tom durfte sich auf seinen Stuhl setzen.

Jetzt saß er nicht nur auf seinem Stuhl, sondern in der Scheiße. Kämpfe mit Informanten, den Opfern seiner Recherchen, den Kollegen, dem Chefredakteur – das alles war sein tägliches Brot. Nur die Drohung, dass seinen Kindern etwas angetan werden könnte, machte ihn hilflos. Wie sollte er es Jessie, seiner Lebensgefährtin, klar machen? Sie hielt von seinem Job ohnehin nicht viel. Er war für sie kaum noch ansprechbar, war immer nur mit seiner Arbeit beschäftigt, auch zu Hause. Sie hatten sich

längst entfremdet, auseinandergelebt. Allein die Kinder Lara und Vincent, acht und zwölf Jahre alt, hielten die Beziehung aufrecht. Und er liebte die Kinder.

Ohne Charly und den Chefredakteur zu informieren, fuhr er direkt ins Kommissariat und verlangte einen sofortigen Termin bei Obermaier. Die Sache sei zu brisant, klärte er die Beamtin an der Pforte auf, sie dulde keinen Aufschub. Tom wurde gleich vorgelassen, schilderte seine verzweifelte Situation und verlangte Polizeischutz für seine beiden Kinder auf dem Schulweg.

„Ich muss zugeben“, stammelte der Kriminaler, „Ihre Gegner sind hartgesotten.“ Er glaube zwar nach wie vor nicht, dass den Kindern etwas zustoßen werde, gehe nur von einer Einschüchterung aus, aber die Drohung mit den Kindern war doch in ihrer Wirkung auf Toms Seelenlage bohrender als die erste, bei der Manu ins Visier genommen wurde. Seine Psyche spielte Achterbahn, er fühlte den stechenden Schmerz einer tiefen Verletzung, mit der er nicht wirklich umzugehen wusste.

„Normalerweise machen wir ja so etwas nicht, aber in Ihrem Fall könnte tatsächlich Gefahr im Verzug sein, man kann es nicht abschätzen“, überwand sich Obermaier.

„Morgen schon wird ein Polizist die Kinder begleiten.“ Tom reichte ihm die Hand, bedankte sich und verließ Obermaiers Büro.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Ikonen des Kobiaschwili ist ein Roman. Seine handelnden Personen, sein Sujet sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Der Autor dankt Uschi Entenmann von Zeitempiegel Reportagen für ihre Unterstützung.

© 2019 · Klöpfer, Narr GmbH
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Erdmann Wingert, Zeitempiegel Reportagen, Weinstadt.
Korrektorat: Jana Vatnika, Weinstadt.

Internet: www.kloepfer-narr.de
eMail: info@kloepfer-narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7496-1008-2 (Print)
ISBN 978-3-7496-6008-7 (ePub)